

Leseprobe „Ein Land, das es nicht gibt“ (Arbeitstitel):

16. März 1965: Die Gruppe kommt in Dresden an:

Um halb drei Uhr nachmittags kamen wir auf dem Bahnhof Dresden-Neustadt an. Hier war ziemliches Gewusel, die einheimischen Reisenden und daneben eine Menge Uniformierte: Das Bahnpersonal natürlich, aber auch Bahnpolizei mit Pistolen, Armeeingehörige und ein Trupp Sowjetsoldaten in schlechtsitzenden Uniformen. Auf dem Bahnsteig lächelte uns ein kleines Empfangskomitee in dicken Wintermänteln entgegen. Drei von ihnen sollten in den kommenden Monaten eine wichtige Rolle spielen: Die Diakonissen S. Margarete Herold und S. Elisabeth Becker und Herr Frenzel von der Kirchengemeinde der Martin-Luther-Kirche. Es entwickelte sich ein großes glückliches Durcheinander von Ankommenden und strahlenden Begrüßern, das auf dem Bahnsteig erhebliches Aufsehen erregte. Das Gepäck kam auf einen Wagen und nun zog eine Karawane junger Leute mit Hallo quer durch den großen Bahnhof zu einem Bus, der draußen wartete. Nach diesem kleinen Ankunftsfest bekamen wir während der kurzen Fahrt zum Mutterhaus einen ersten Eindruck vom Alltag – es war zwar Hauptverkehrszeit, aber davon war auf den Straßen wenig zu sehen. Eine Straßenbahn vielleicht, oder zwei, ganz wenige Autos, die Fußgänger, alle gegen die Kälte dick verummmt, schienen mit dem düsteren Grau der Häuser, bei denen manchmal der Putz abgefallen war, zu verschmelzen. Die Straße entlang lagen kleine Haufen schmutziger Schnee, wie in jeder andren Stadt im Winter. Doch schon dieser erste kurze Eindruck verriet etwas, das ich wie wir alle während der kommenden Monate als normal empfinden sollte: Es war ein Straßenbild ohne Farben, und wenn es außer Grau doch etwas gab, dann war es Rot. Rot war die Farbe der allgegenwärtigen Propaganda, der Transparente und Plakate: „Es lebe der DDR“, „Es lebe der Deutsche-Sowjetische Freundschaft“. An den Läden war kaum einmal eine dürftige Neon-Reklame zu sehen. Nun gut, wir waren den ersten ganzen Tag in Ostdeutschland, und es war Winter. Später sollten Frühling und Sommer alles in milderem Licht erscheinen lassen, und auch wenn die Propaganda unser ständiger Begleiter war, sie störte uns bald nicht mehr so, denn es ging uns wie den Dresdnern: Wir *sahen* sie einfach nicht mehr.